



1924-03-05

Auf der Laimgruben

Eugenie Schwarzwald

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19240305&seite=10&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Schwarzwald, Eugenie, "Auf der Laimgruben" (1924). *Essays*. 1424.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1424

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Auf der Laimgruben.

Von Dr. Eugenie Schwarzwald.

1912 traf ich vor meinem Schulhaus zwei bekannte Wiener Frauenrechtlerinnen. Sie erzählten mir, sie müßten jetzt nach Helsingfors reisen. Das tat mir leid, denn es war im schönsten Frühling. „Warum denn nicht lieber nach Florenz,“ fragte ich. Ja, das wollten sie auch viel lieber, aber in Helsingfors hätten sie eben etwas Wichtiges zu tun: sie müßten endlich einmal eine Koedukationsschule sehen. „Sie stehen vor einer“, sagte ich. „Aber nein, Sie haben eine Koedukationsschule?“ – „Ja, seit zehn Jahren. Die Berliner Kreuzzeitung hat letzthin einen Artikel darüber gebracht.“

Vor einigen Monaten kam eines Tages ein junger Mann in meine Sprechstunde, der sich augenscheinlich für menschliche Angelegenheiten wirklich interessierte. Er fand Wien in allen sozialen Einrichtungen rückständig, vor allem vermisse er hier jene Art von Erziehungsanstalt, von der er sich für den Fortschritt der Menschheit am meisten verspräche. Die künftigen Mütter des Volkes müßten eine andere Erziehung erhalten. Ich sollte versuchen, proletarischen jungen Mädchen, die kein Elternhaus hätten, für jene Jahre, in denen sie in die Lehre gehen, ein Heim zu schaffen, einen Ersatz für das Elternhaus. „Aber“, führte er weiter aus, „es muß natürlich ein Elternhaus sein, wie es die meisten nicht sind: praktisch, systematisch, gerecht, lustig. Die Mädchen müßten in ihren freien Stunden kochen, waschen, ihre Sachen in Ordnung halten, Kranke pflegen lernen, aber sie müßten auch Feste feiern, singen, Theater spielen, tanzen, Galerien besuchen, Ausflüge machen und im Sommer aufs Land gehen. Sie müßten lernen, daß der Friede im Hause beginnt und daß es kein Versailler Friede sein darf. Sie müssen zur Gemeinschaft erzogen werden!“ Kurz, der junge Mann zauberte mir in feurigen Worten ein gepflegtes, liebeiches Heim vor, voll Harmonie und voll Barmherzigkeit.

Ich ließ ihn so lange reden, bis gar nichts mehr in ihm drin war. Dann sagte ich: „Wollen Sie das Heim, das Sie eben so anziehend geschildert haben, gern sehen? Dann kommen Sie mit mir.“

Wir fuhren in das Lehrlingenheim des Vereines „Haus in der Sonne“. „Es war einmal,“ erzählte ich ihm unterwegs, „ein trübes, schmutziges, nicht ganz einwandfreies Hotel; da kam ein schönes Mädchen, ein Vorstandsmitglied des Vereines, mit einer Magistratskommission und meinte, da müßten junge Mädchen her. Die Stadtverwaltung fand das richtig und stellte das Haus zur Verfügung. Dem Hausherrn gefiel der Einfall und er verlangte sehr wenig Zins. Ein Freund aus der Schweiz borgte das Geld und was das Wichtigste war, ehe noch an die Sache gegangen wurde, war die Frau da, die

geneigt war, ihre Arbeitskraft, ihre Mütterlichkeit, ihre Anmut in den Dienst der jungen Mädchen zu stellen. Es war eine von jenen Frauen, von denen die Ebner-Eschenbach sagt: die Kinderlose hat die meisten Kinder. Diese Frau Hilde, ein Mensch von überzeugender Reinheit, war glücklich, so gänzlich ohne Peinlichkeit in den Besitz von siebzig Kindern zu gelangen. Jetzt wurde alles weiß lackiert, das Haus, die Stuben, die Möbel – alles, als sollte die mißfarbene Vergangenheit gänzlich weglackiert werden. Und es gelang. Als das Haus fertig war, verdiente es den Namen "Haus in der Sonne". Alle fünf Stockwerke strahlten leuchtend und empfangsbereit. Dann kamen siebzig Kinder aus armen, kümmerlichen Wohnungen und glaubten im Märchen zu sein. So begann das neue Leben."

Jetzt sind wir angelangt. Meinem jungen Begleiter bleibt nichts erspart. Er muß den Festsaal sehen, in dem die Kinder Klavierspielen lernen, singen, ihre Feierstunden verbringen, ihre Besuche empfangen; die Waschküche, in der sie bei rhythmischem Gesang die Wäsche so weiß machen als sie können, was nicht sehr weiß ist; die Speisekammer, mit den rührend-spärlichen Vorräten. Es wird ihm das Zimmer gezeigt, welches nach individuellem Geschmack mit hellblauem Krepepapier glanzvoll geschmückt ist, er muß das Sofa bewundern, welches aus einem Bett hergestellt ist und muß außer sich geraten vor Entzücken über den Stolz des Hauses, das Zimmer der Studentin, die im Heim wohnt und die so viele, viele Bücher hat. Bücher haben sie übrigens alle, Bücher, Bilder und manchmal im Sommer sogar Blumen.

Frau Hilde, die glückliche Mutter, und ihre treuen Helferinnen umstehen uns und erzählen mit Eifer von den Kindern, vom letzten Geburtstag, von vergangenen Weihnachten, vom Pfingstausflug vor drei Jahren, aber vor allem vom Alltag, der ihnen noch schöner vorkommt. Dabei lachen sie alle ein merkwürdig zärtliches Lachen.

Kritische Leute, die in einem Kinde nichts anderes sehen als einen mit allen menschlichen Gebrechen ausgestatteten unfertigen Erwachsenen, tun besser, sich im Lehrmädchenheim nicht zu äußern. Dort hat jeder werdende unbegrenzten moralischen Kredit. Wo unser profanes Auge keine Tugend und keinen Reiz sieht, machen Frau Hilde und ihr Anhang unerhörte Entdeckungen, und so groß ist ihr suggestiver Einfluß, daß sogar ihr Gatte, ein strenger Jurist, an diesen jungen Lebewesen, die nicht schlechter und nicht besser sind als andere, keinen Tadel finden kann. Wie sie das gemacht hat, bleibt ihr Geheimnis.

Viel blinden Autoritätsglauben gibt es im Lehrmädchenheim nicht, dafür aber strengste Disziplin, Selbstdisziplin. Unsichtbar steht auf dem hoffnungsgrünen Eingangsschild: „Das Moralische versteht sich

von selbst.“ Jede Verfehlung, jede Rücksichtslosigkeit wird von der Gemeinschaft mit Befremden, mit Ablehnung, ja Entsetzen ausgenommen. „Bist du gerne da?“ fragt man und – wenn dies freudig bejaht wird – „dann benimm dich so, daß du hineinpaßt!“

Trotz aller wirklichen Süße herrscht hier nicht die süßliche Tantenhaftigkeit veralteter Mädchenpensionate. Junge Republikanerin werden da erzogen und die müssen fest auf eigenen Füßen stehen, steile Wege gehen und rauhe Luft vertragen können. Es ist ja überhaupt nicht einfach für ein Mädels, „in der Lehr“ zu sein. Sie ist kein Schulkind, sondern ein Arbeiter, mit viel Pflichten und wenig Urlaub. Und das Heim selbst, so schmuck und heiter es ist, ist auch nicht gerade eine Stätte des Wohllebens. Es ist sehr arm und kann seinen geliebten Kindern neben dem, was unbezahlbar ist, nur das bieten, was wenig kostet. Die Nahrung ist ausreichend, aber freudlos: Obst ist ein Ereignis, ein Stückchen Kuchen veranlaßt einen Gedenktag. Die Kleidung ist nur durch die Trägerinnen bemerkenswert.

Und doch sind diese Kinder glücklich, viel glücklicher als viele Bürgerkinder. Liebreiche und verständnisvolle Führung Erwachsener, von deren Uneigennützigkeit und Wohlwollen sie durchdrungen sind, die frohe Gesellschaft Gleichaltriger, ein geordnetes, einfaches Leben, ganz auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten: eine Gemeinschaft, in der man Ansehen, Bedeutung, ja sogar Liebe gewinnen kann. Was braucht ein Kind mehr? Und erst, wenn es eine junge Wienerin ist! Denn die ist wie ein Stückchen Rasen, der sofort neu zu grünen beginnt, wenn nur ein Tautropfen auf ihn fällt oder ein Sonnenstrahl. Viel Sonnenstrahlen aber erwärmen die Kinder im Hause in der Sonne.

Wo liegt denn dieses Haus in der Sonne? Auf der Laimgruben! Läge es in Reykjavik oder Gibraltar, dem würden wahrscheinlich viele Wiener hinreisen, um es zu sehen und würden vielleicht sogar das Geld mitbringen, um den Bestand des Heimes zu sichern. Denn gegenwärtig hat das Heim nur noch vier Wochen zu leben. Das Ausland hat bekanntlich seine Hilfe eingestellt. Das Leben ist teuer. Die Kinder geben alles her, was sie verdienen, aber sie sind noch zu jung, um ihren ganzen Lebensunterhalt aus Eigenem bestreiten zu können.

Vielleicht gibt es aber auch Menschen in Wien, die Dinge zu schätzen wissen, die nicht in der Ferne liegen; Menschen die Interesse haben an neuartigen Institutionen, die, dem Wiener Boden entsprossen, alle Fehler einer abgetanen Zeit vermeidend, alle Werte der Vergangenheit bewahrend und pflegend, bestrebt sind, eine neue Wiener Welt aufzubauen.

Diesen patriotischen Leuten verrate ich die Adresse: 6. Bezirk, Laimgrubengasse 27.

Auf der Laimgruben.

Von Dr. Eugenie Schwarzwald.

1912 traf ich vor meinem Schulhaus zwei bekannte Wiener Frauenrechtlerinnen. Sie erzählten mir, sie müßten jetzt nach Helsingfors reisen. Das tat mir leid, denn es war im schönsten Frühling. „Warum denn nicht lieber nach Florenz,“ fragte ich. Ja, das wollten sie auch viel lieber, aber in Helsingfors hätten sie eben etwas Wichtiges zu tun: sie müßten endlich einmal eine Koedukationsschule sehen. „Sie stehen vor einer“, sagte ich. „Aber nein, Sie haben eine Koedukationsschule?“ — „Ja, seit zehn Jahren. Die Berliner Kreuzzeitung hat leßthin einen Artikel darüber gebracht.“

Vor einigen Monaten kam eines Tages ein junger Mann in meine Sprechstunde, der sich augenscheinlich für menschliche Angelegenheiten wirklich interessierte. Er fand Wien in allen sozialen Einrichtungen rückständig, vor allem vermisse er hier jene Art von Erziehungsanstalt, von der er sich für den Fortschritt der Menschheit am meisten versprach. Die künftigen Mütter des Volkes müßten eine andere Erziehung erhalten. Ich sollte versuchen, proletarischen jungen Mädchen, die kein Elternhaus hätten, für jene Jahre, in denen sie in die Lehre gehen, ein Heim zu schaffen, einen Ersatz für das Elternhaus. „Aber“, führte er weiter aus, „es muß natürlich ein Elternhaus sein, wie es die meisten nicht sind: praktisch, systematisch, gerecht, lustig. Die Mädchen müßten in ihren freien Stunden kochen, waschen, ihre Sachen in Ordnung halten, Kranke pflegen lernen, aber sie müßten auch Feste feiern, singen, Theater spielen, tanzen, Galerien besuchen, Ausflüge machen und im Sommer aufs Land gehen. Sie müßten lernen, daß der Friede im Hause beginnt und daß es kein Versailleser Friede sein darf. Sie müssen zur Gemeinschaft erzogen werden!“ Kurz, der junge Mann zauberte mir in feurigen Worten ein gepflegtes, liebevolles Heim vor, voll Harmonie und voll Barmherzigkeit.

Ich ließ ihn so lange reden, bis gar nichts mehr in ihm drin war. Dann sagte ich: „Wollen Sie das Heim, das Sie eben so anziehend geschildert haben, gern sehen? Dann kommen Sie mit mir.“

Wir fuhren in das Lehrmädchenheim des Vereines „Haus in der Sonne“. „Es war einmal,“ erzählte ich ihm unterwegs, „ein trübes, schmutziges, nicht ganz einwandfreies Hotel; da kam ein schönes Mädchen, ein Vorstandsmitglied des Vereines, mit einer Magistratskommission und meinte, da müßten junge Mädchen her. Die Stadtverwaltung fand das richtig und stellte das Haus zur Verfügung. Dem Hausherrn gefiel der Einfall und er verlangte sehr wenig Rins. Ein Freund aus der Schweiz borgte das Geld und was das Wichtigste war, ehe noch an die Sache gegangen wurde, war die Frau da, die geneigt war, ihre Arbeitskraft, ihre Mütterlichkeit, ihre Anmut in den Dienst der jungen Mädchen zu stellen. Es war eine von jenen Frauen, von denen die Ebner-Eichenbach sagt: die Kinderlose hat die meisten Kinder. Diese Frau Hilde, ein Mensch von überzeugender Reinheit, war glücklich, so gänzlich ohne Peinlichkeit in den Besitz von siebenzig Kindern zu gelangen. Jetzt wurde alles weiß lackiert, das Haus, die Stuben, die Möbel — alles, als sollte die mißfarbene Vergangenheit gänzlich weglackiert werden. Und es gelang. Als das Haus fertig war, verdiente es den Namen „Haus in der Sonne“. Alle fünf Stockwerke strahlten leuchtend und empfangsbereit. Dann kamen siebenzig Kinder aus armen, kümmerlichen Wohnungen und glaubten im Märchen zu sein. So begann das neue Leben.“

Jetzt sind wir angelangt. Meinem jungen Begleiter bleibt nichts erspart. Er muß den Festsaal sehen, in dem die Kinder Klavierspielen lernen, singen, ihre Feiertage verbringen, ihre Besuche empfangen; die Waschküche, in der sie bei rhythmischem Gesang die Wäsche so weiß machen als sie können, was nicht sehr weiß ist; die Speisekammer, mit den rührend-spärlichen Vorräten. Es wird ihm das Zimmer gezeigt, welches nach individuellem Geschmack mit hellblauem Krepppapier glanzvoll geschmückt ist, er muß das Sofa bewundern, welches aus einem Bett hergestellt ist und muß außer sich geraten vor Entzücken über den Stolz des Hauses, das Zimmer der Studentin, die im Heim wohnt und die so viele, viele Bücher hat. Bücher haben sie übrigens alle, Bücher, Bilder und manchmal im Sommer sogar Blumen.

Frau Hilde, die glückliche Mutter, und ihre treue Helferrinnen umstehen uns und erzählen mit Eifer von den Kindern, vom letzten Geburtstag, von vergangenen Weihnachtsnachten, vom Pfingstaussflug vor drei Jahren, aber vor allem vom Alltag, der ihnen noch schöner vorkommt. Dabei lache sie alle ein merkwürdig zärtliches Lachen.

Kritische Leute, die in einem Kinde nichts anderes sehen als einen mit allen menschlichen Gebrechen ausgetatteten unfertigen Erwachsenen, tun besser, sich in Lehrmädchenheim nicht zu äußern. Dort hat jeder Werkent unbegrenzten moralischen Kredit. Wo unser profanes Auge keine Tugend und keinen Reiz sieht, machen Frau Hilde und ihr Anhang unerhörte Entdeckungen, und so groß ist ihr suggestiver Einfluß, daß sogar ihr Gatte, ein streng Jurist, an diesen jungen Lebewesen, die nicht schlechter und nicht besser sind als andere, keinen Tadel finden kann. Wie sie das gemacht hat, bleibt ihr Geheimnis.

Viel blinden Autoritätsglauben gibt es im Lehrmädchenheim nicht, dafür aber strengste Disziplin, Selbstdisziplin. Unsichtbar steht auf dem hoffnungsgrünen Eingangsschild: „Das Moralische versteht sich von selbst.“ Jed Verfehlung, jede Rücksichtslosigkeit wird von der Gemeinschaft mit Bestreben, mit Ablehnung, ja Entsetzen aufgenommen. „Bist du gerne da?“ fragt man und — wenn dies freudig bejaht wird — „dann benimm dich so, daß du hineinpasst!“

Trotz aller wirklichen Süße herrscht hier nicht die stillliche Tantenhaftigkeit veralteter Mädchenpensionate. Jung Republikanerinnen werden da erzogen und die müssen auf eigenen Füßen stehen, steile Wege gehen und rauhe Lasten tragen können. Es ist ja überhaupt nicht einfach für ein Mädchen, „in der Lehr“ zu sein. Sie ist kein Schulbambel sondern ein Arbeiter, mit viel Pflichten und wenig Urlaub. Und das Heim selbst, so schmuck und heiter es ist, ist auch nicht gerade eine Stätte des Wohllebens. Es ist sehr arm und kann seinen geliebten Kindern neben dem, was unbezahlbar ist, nur das bieten, was wenig kostet. Die Nahrung ist ausreichend, aber freudlos: Obst ist ein Ereignis, ein Stückchen Kuchen veranlaßt einen Gedenktag. Die Kleidung ist nur durch die Trägerinnen bemerkenswert.

Und doch sind die Kinder glücklich, viel glücklicher als viele Bürgerkinder. Liebreiche und verständnisvolle Führer Erwachsener, von deren Uneigennützigkeit und Wohlwollen sie durchdrungen sind, die frohe Gesellschaft Gleichaltriger ein geordnetes, einfaches Leben, ganz auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten: eine Gemeinschaft, in der man Ansehen, Bedeutung, ja sogar Liebe gewinnen kann. Was braucht ein Kind mehr? Und erst, wenn es eine junge Wienerin ist. Denn die ist wie ein Stückchen Rasen, der sofort neu grün beginnt, wenn nur ein Taupfen oder ein Sonnenstrahl. Viel Sonnenstrahlen aber erwärmen die Kinder im Hause in der Sonne.

Wo liegt denn dieses Haus in der Sonne? Auf der Laimgruben! Läge es in Reykjavik oder Gibraltar, dann würden wahrscheinlich viele Wiener hintreiben, um es zu sehen und würden vielleicht sogar das Geld mitbringen, um den Bestand des Heimes zu sichern. Denn gegenwärtig hat das Heim nur noch vier Wochen zu leben. Das Ausland hat die künftige Hilfe eingestellt. Das Leben ist teuer. Die Kinder geben alles her, was sie verdienen, aber sie sind noch zu jung, um ihren ganzen Lebensunterhalt aus Eigenem bestreiten zu können.

Vielleicht gibt es aber auch Menschen in Wien, die Dinge zu schätzen wissen, die nicht in der Ferne liegen; Menschen die Interesse haben an neuartigen Institutionen, die, der Wiener Boden entsprossen, alle Fehler einer abgetanen Zeit vermeidend, alle Werte der Vergangenheit bewahrend und pflegend, bestrebt sind, eine neue Wiener Welt aufzubauen.

Diesen patriotischen Leuten verrate ich die Adresse 6. Bezirk, Laimgrubengasse 27.